„Der Krieg ist die Hölle."

Aus der Kriegszeit eines elsässischen Soldaten. Von **Oskar Wöhrle.**

(2. Fortsetzung.)

Vom eigentlichen Gefecht sehen wir nichts; denn wir müssen zur Deckung hübsch in der Nebenstraße bleiben. Ich bekomme Langeweile, so untätig dazuhocken. Das Geschieße, so toll und drohend es auch klingt, regt mich nicht mehr auf. Das Ohr stutzt nur, wenn eine kleine Pause in dem Geballer eintritt. Die Seele hat dann das Gefühl, ein wilder Strom staue sich plötzlich, um nachher um so ungestümer loszubrechen. Hunger und Durst regen sich und geben der Phantasie und dem Unternehmungsgeist neue Füße. Ich lasse Klein als meinen Stellvertreter bei dem leeren Wagen zurück und gehe auf die Streife.

Gaßauf und gaßab treffe ich keinen Menschen. Die Fenster sind mit Tüchern verhängt, stellenweise sogar die Fensterläden vor, als ob es Nacht sei. Keine Seele wagt sich mehr hinaus. In einem Hofe drin sehe ich ein Brunnenhäuschen. Ich gehe durch das offene Tor hinein und ziehe an der Winde den Brunneneimer hoch. Aber der ist holztrocken, verwahrlost, kein Tropfen Wasser drin; die Dauben fallen schier auseinander. Mißmutig und durstiger als zuvor wende ich mich und will weiter. Da höre ich ein Zischeln und leises Gerede. Ich schaue, wo es herkommt, kann aber nirgends einen Menschen sehen. Da die Augen nichts ausrichten, verlege ich mich aufs Horchen. Richtig, jetzt hab' ich's. Dort aus dem Kellerloch kommt das Geflüster! Neugierig lüpfe ich den grüngestrichenen Kellerladen und schaue hinunter.

Eine Schar Frauen, vom Licht und vom Schrecken geblendet, stiebt schreiend auseinander. Ich frage: „Was macht denn ihr da unten im Kellerloch? Ihr hockt ja beieinander wie die Ratten. Habt ihr Geheimnisse auszubrüten, oder was macht ihr sonst? Warum kommt ihr nicht herauf?"

Die Weiber drücken sich noch ärger in die Ecken und sagen: „Herr Soldat, wir haben so mächtig Angst!"

Ich: „Ach was, kommt nur herauf, es frißt euch niemand, und von eurer Schönheit wird euch auch niemand etwas wegnehmen. Ihr habt ja Warzen an den Handen und Schnauzbärte im Gesicht wie die badischen Dragoner."

Das wirkt. Das wollen sich die Weiber doch nicht bieten lassen. Eine nach der anderen kommt die Treppe herauf ins Licht, um zu zeigen, daß sie noch k e i n e Warzen und noch k e i n e n Schnauzbart hat. Als sie sehen, daß ich allein bin, und als sie hören, daß ich Elsässisch kann, greifen sie gleich in die Schürzentaschen nach den Nastüchern und wollen ein großes Lamentieren anfangen. Ich bleibe kalt und sage: „Laßt das Heulen sein bis später! Jetzt möchte ich vor allen Dingen etwas Warmes im Leib haben. Seid doch so gut und kocht mir einen schwarzen Kaffee, wenn ihr wollt!"

Die Frau, die ins Haus gehört, geht gleich in die Küche, macht Feuer und stellt Wasser auf. Derweil dieses brodelt und der Kaffee gemahlen wird und sein Geschmack lieblich in die Nase duftet, erzählt mir der Weiberverein, am Tage vorher seien die Franzosen im Städtlein gewesen und hätten recht übel gehaust. Ich sage halb im Spaß und halb im Ernst: „Nun, jetzt sind wir da, und wenn die Welschen noch einmal hineinwollen, müssen sie schon des Teufels Großmutter mitbringen."

Der Kaffee ist fertig. Vor mir steht ein bis zum Rand gefüllter Dreilitertopf. Ich hole die Fahrer herein. Alle [illegible] die Nasen in den Dampf und freuen sich wie [illegible] Rehe."

[illegible] zusammen. Ich bilde mir ein,

ich sei in der Schule und werde verhauen. Zum Glück reißt mich bald ein lauter Anruf aus dieser Zwangsvorstellung. Von der Batterie her wird der Befehl durchgegeben: „Stellungswechsel vorbereiten!"

Die Gäule werden angespannt. Durch das lange faule Liegen sind sie übermütig und stößig geworden. Ein fester Brauner will überhaupt nicht mehr ins Geschirr. Als wir ihn glücklich an der Deichsel haben, schlägt er ein ums andere Mal über die Stränge. Die Fahrer fluchen. Mir geht die Geduld aus. Ich greife nach der Gerte und fitze ihm eins über die Schenkel. Es wirkt, der Braune hebt den Fuß und steht hinein. Ein Veterinär hat den Schlag gesehen, kommt herbeigeritten und schreit mich an: „Herr! Herr! das ist ja unerhört! Das ist die reinste Tierquälerei! Wenn so etwas noch einmal vorkommt, lasse ich Sie drei Wochen einstecken!"

Ich bin Soldat. Der junge Doktor ist mein Vorgesetzter. Ich habe kein Recht, ihm eine Antwort zu geben.

* * *

Wir fahren in die Batteriestellung, protzen die Geschütze auf und stehen dann in Marschkolonne lange untätig auf der Straße. Da kommen Badenser vorbei, Kanoniere vom Fußartillerieregiment Nr. . . . ., in dem ich früher diente. Sie führen die schweren Zehnzentimetergeschütze bei sich. Plötzlich ruft jemand meinen Namen. Die Stimme kommt mir bekannt vor. „Alle Wetter," sage ich, „bist du's, Wiebert Heinrich?" „Ja," sagt er, „ich diene hier als Gespannführer." Zu mehr Worten langt es nicht. Nicht einmal zu einem Gutenacht. Die fahrende Kolonne verschwindet in der Dunkelheit.

Lange staune ich. Mehr als einmal muß ich mich fragen, ist diese Begegnung nicht ein Traum gewesen? Berge und Täler kommen nicht zusammen. Aber die Menschen kommen zusammen. Es scheidet sie niemand als der Tod.

Wir biegen links ab, über Feld und Wiese, mitten in die Aecker hinein. In einem großen Kartoffelstück wird Halt gemacht, und in Biwakstellung gegangen. Wir Kanoniere können uns hinhauen und ausruhen, aber die Fahrer haben viel mit den unruhigen Pferden zu tun. Um elf Uhr kommt der Zahlmeister und will Löhnungsappell abhalten. Aber wie anschicken? Ein Tisch ist nirgends aufzutreiben, ein Stuhl oder sonst ein Sitzgerät auch nicht. Eine Zeltbahn wird auf dem Boden ausgebreitet, der Zahlmeister legt sich darauf und stellt Laterne, Kassette und Soldbuch vor sich hin. Jeder, dessen Namen aufgerufen wird, muß hinzukriechen und seinen Mammon auf dem Bauch liegend in Empfang nehmen. Das macht uns allen vielen Spaß. Wir kitteren in einem fort. Nach dem Appell gibt's mitten in der Nacht noch strammen Dienst. Wir werden ausgeschickt, um Futter für die Pferde zu holen.

Der Rest der Nacht verläuft schnakentoll. Kein Mensch kann daran denken, ein Auge zuzumachen. Vom Illeiner Klotz fällt ein schwerer Schuß nach dem anderen. Auch die französische Artillerie antwortet; die welschen Räuber sind schwer zu stopfen.

Das Dorf O. . . . brennt. Das gibt einen feurigen Schein an den Himmel, und dieser Schein überstrahlt uns wie ein bengalisches Licht und beleuchtet Szenen, wie sie wilder und grotesker auch von dem wilden und [illegible] Hirn des Engländers Shakespeare nicht erfunden werden können.

* * *

Der Morgen kommt, mit ihm die Sonne. [illegible] in die [illegible] und den versäumten Schlaf nachholen. Heute wird nicht marschiert und nicht geschossen, heute ist Rast- und Ruhetag. Gegen Mittag streife ich [illegible] in der Gegend. Unter einem [illegible] dicht an der Straße [illegible] ein frisches Grabhügel. Die Erdschollen sind noch naß. Ein Stück Pappdeckel ist an ein Seitengewehr geheftet, und auf diesem Pappdeckel steht mit grobem Blaustift geschrieben:

Hier liegen 28 Mann
und zwei Offiziere
vom Infanterieregiment No...

Auf den Matten nebenan liegen in langen Reihen deutsche Tornister, alle ordentlich beisammen und hübsch ausgerichtet, wie man's von den Preußen nicht anders gewohnt ist. Diese Tornister ließen gestern die Infanteristen liegen, bevor sie den großen Sturm antraten. Bei einem der Tornister liegt ein offenes Notizbuch, in schwarzes Wachstuch eingebunden, mit einem grellen roten Rand.

Neugierig blättere ich darin.

* * *

Nur zwei Blätter sind beschrieben. In eiligen, nervösen Buchstaben steht da:

„An einem Aprillenmorgen, noch eh' es Tag war, erwachte im Felde eine junge Krähe, fuhr auf und krächzte. Davon erwachte die Erde, wußte nicht, ob ihr jemand gerufen habe oder ob's ihr nur so im Traum vorgekommen sei. Da rief die Erde nach der Sonne. Die Sonne rief: „Ich komme gleich", denn sie war noch ungestrählt, und sagte unterdessen zum Monde: „Geh du mal schnell hin, die Erde hat mir gerufen!" Der Mond sagte: „Ich gehe gleich." Weil er sich aber die Nase noch nicht geputzt hatte, so sagte er zum Himmel: „Geh du mal rasch hin, die Sonne will was von mir, die Erde hat sie gerufen." Da sagte der Himmel: „Ich komme gleich", rief aber inderweilen der Erde zu: „Geh du mal hin, der Mond hat mir gerufen, die Sonne will was von ihm." Da gähnte die Erde und hörte nicht recht, was er sagte, brummte aber: „Ich komme gleich," rief indessen der Sonne zu: „Geh du mal hin, der Himmel will was von mir, der Mond hat ihn gerufen. Die Sonne sagte: „Gleich, gleich", rief indessen dem Monde zu: „Geh du mal hin, die Erde will was von mir, der Himmel hat sie gerufen." Darüber schnorzte der Mond, traute sich aber nicht, nein zu sagen und rief dem Himmel zu. Also daß diese Geschichte kein Ende hätte, wenn nicht eben der Tag gekommen wäre, als ein frecher, nackter Bengel, der er ist, und ihnen allen die Zunge herausgestreckt hätte: der Sonne samt dem Monde und dem Himmel und der Erde. Darüber zog die Erde ein schiefes Maul, der Himmel lachte, die Sonne braunte und der Mond sagte im Untergehen: wenn er den Lausbuben einmal erwische, so wolle er ihm den Hintern verschlagen."

Unterzeichnet ist die Geschichte mit E. Reinacher, Sanitätsmensch aus Straßburg.

Nun, ich denke, dieser Sanitätsmensch Reinacher, dessen Geist trotz Blut, Tod und Vernichtung noch Zeit gefunden hat, einen so genialbarocken Purzelbaum zu schlagen, wird zu den deutschen Dichtern gehören, wenn einmal sein Stern aufgeht.

Gegen Mittag fahren wir ein ordentliches Stück zurück und liegen ein paar Stunden im Graben rechts von der Straße. Es soll Wasser für die Pferde geholt werden. Ich werde mit ein paar Mann und einem Wasserwagen nach A . . geschickt. Das ist der nächste Ort. Soviel wir auch suchen, und in soviel Höfe wir auch nach Wasser hineinschmecken, wir kriegen keines; allenthalben sind die Brunnenstollen zugeworfen. Wir kehren unverrichteter Dinge zurück und erstatten dem Feldwebel Meldung. Der tobert: „Ich kann die verdammten Bigger doch nicht verdursten und verrecken lassen!" Da sagt der Obergefreite Joseph Heymann aus Heiligkreuz bei Kolmar: „Ach was, verdursten und verrecken brauchen die Bigger noch lange nicht, wir treten einfach Löcher in die Wiesen!"

Diesen Ausdruck habe ich noch nie gehört, erst durch die nachfolgende Arbeit wird er mir klar. Wir graben mit den Spaten an den tiefsten Stellen der Wiesen Löcher, so tief, bis das Grundwasser kommt. Das Wasser sieht zwar schmutzig und grundig aus, aber es schmeckt gut. Die Gäule schlagen mit den Schweifen, als sie es sehen und lecken die Lefzen danach.

* * *

Mittwoch. Den ganzen Tag über liegen wir untätig an der Straßenkreuzung gegen B . . hin. Man hört nicht mehr soviel Schießen wie die Tage vorher. Es tönt ferne, zaghaft und gedämpft, wie wenn Kinder spielen und Erbsen über eine Trommel rollen lassen. Wir sagen alle: Denen drüben ist die Puste ausgegangen. Die haben keine Luft mehr im Halse und verziehen sich. Der elsässische Braten war ihnen zu scharf gesalzen.

Am Nachmittag ist Appell in Waffen und Stiefeln.

* * *

Donnerstag. Wir richten uns biwakmäßig für längeres Bleiben ein. Die Zelte werden neu aufgebaut und mit kleinen Wassergräben umzogen. Innen füttern wir mit so viel Stroh aus, als wir nur auftreiben können. Es gibt richtige Hamsternester. Im Walde nebenan werden die Latrinen ausgehoben.

Nachmittags von drei bis fünf Uhr ist Fußdienst und Bewegungsspiel angesetzt. Wir sind das Füßeaufschlagen und das viele Umherlaufen nicht mehr gewohnt, und schwitzen wie die Birkenstämme im Frühjahr, wenn sie angeschnitten werden.

Mitten in das Spiel hinein bläst es zum Abrücken. Dreißig Minuten später steht die Batterie marschbereit. Es dauert aber bis acht Uhr abends, ehe wir los dürfen.

* * *

Auf einmal heißt es: „Die Achselklappen umdrehen, so daß man keine Nummern mehr sieht! Die Leute in den Ortschaften sollen nicht wissen, zu welchem Regiment und zu welcher Formation wir gehören!" Auch die aufgemalten Nummern und Bezeichnungen an den Geschützen, Protzen und Wagen müssen ausgekratzt werden. Wo dies nicht geht, kleben [illegible]r undurchsichtiges Papier darüber, so daß nichts mehr zu lesen ist.

Der Weg, den wir nehmen, führt durch viele Waldstücke, die tot und schweigsam daliegen wie riesige Särge. Gegen zwölf Uhr in der Nacht kommen wir nach Wittelsheim. Die Haubitzen bleiben vor dem Dorfe stehen, von etwa zwanzig Mann bewacht. Die Ueberschüssigen dürfen in die Ortschaft hinein und sich Quartier machen. Mit der Bedienung meines Munitionswagens suche ich das erste, beste Haus auf und klopfe. Es zeigt sich aber niemand. Erst als wir mit dem Kolben die Tür halb eingeschlagen haben, kommt ein Bauer, der mehr Angst als Vaterlandsliebe hat, und leuchtet uns mit der Ampel ins Gesicht. Er fragt: „Was wollt ihr?"

Wir sagen: „Wir wollen Quartier!" Der Bauer jammert: „Das geht nicht. Ich habe bereits Soldaten hier. Wollt ihr mich zum armen Mann fressen?" Ich bekomme eine Wut und gebe ihm zur Antwort: „Zum Fressen wollen wir von euch gar nichts, euer Mus und euern Sauerkohl kennt ihr euch selber in die Gurgel stopfen. Wir wollen schlafen. Macht eure Scheuer frei! Fünf Mann werden schon noch drin Platz haben!"

Auf diese grobe Rede hin wird der Bauer gattig und umgänglich. Er führt uns sogar in die gute Stube. Die Frau tischt Milch und Brot auf, das letzte, was sie noch geben kann. Sie bleibt bei uns sitzen und sagt: „Hier auf diesem Kanapee und hier an diesem Tisch haben vor drei Tagen die Franzosen gesessen. Den ganzen Fußboden haben sie mir beschmudert und verkudert, die Saukerle. Ich bin froh, daß sie weg sind!"

Wir sind müde, trinken die Milchgeschirre leer und lassen uns, schon halb im Schlaf, in die Scheuer führen. Seit K . . sind wir das erste Mal wieder unter Dach und Fach. O ihr gesegneten Strohhaufen, ihr Betten ohne Tadel! Wir hauen uns hin und schlafen den bleiernen Schlaf der Götter Frankreichs.

* * *

Am Morgen bleibt uns ein wenig Zeit zu einem gründlichen Waschen. Das ist auch nötig; denn allen steht der Dreck schon mächtig auf der Zigeunerhaut. Drei bis vier Mal müssen wir uns seifen, eh' sich überhaupt ein wenig Schaum zeigt, so dick liegt der Speck auf der Schwarte.

Trab, trab! Es geht wieder los, von St . . . über B . . ., nach F . . . Von dort aus schwenken wir ab, lassen die Landstraße liegen und benutzen einen Feldweg nach R . . . .

Es ist ungemein heiß. Der Staub brennt mörderlich im Halse; die Feldflaschen sind leer. Keiner hat mehr einen Tropfen zum Saufen. Zu allem Elend müssen wir, um die Pferde zu schonen, absitzen und auf Schusters Rappen hinter den Fahrzeugen hertraben. Mit der Zeit schlaucht das einen so, daß wir in die Riemen und Oesen fassen und uns halber nachschleifen lassen, um nicht zurückzubleiben. Wo Obstbäume sind, die was tragen, bleiben wir stehen und schütteln, was von den Aesten herunter will. Das halbreife Obst verschlingen wir mit Gier und Leidenschaft.

Unterwegs holt uns (Gott segne sie) die Feldküche ein. Wir machen Halt und hocken uns alle an den Wegbord nieder. Aber kaum haben wir die Kochgeschirre ordentlich mit Polizeifingern gefüllt und kaum haben wir die ersten fünf Löffel im Leibe drunten, da kommt ein Motorradfahrer, meldet sich beim Hauptmann, und eine Minute darauf erschallt der herrische, alle Magenillusionen zerstörende Klang der Trompete und der barsche, rasche Befehl: „An die Pferde!"

Wir müssen das schöne, gute Essen ins Feld werfen und aufsacken. Wir fluchen nicht wenig beim Aufsitzen. Einer aber hat seinen Fraß nicht weggeworfen, sondern behalten. Jetzt sitzt er neben mir auf dem Wagen droben, hält das Kochgeschirr zwischen den Knien und löffelt lustig weiter. Mögen die Löcher im Weg noch so tief und unberechenbar sein, der Scholter noch so heimtückisch, das alles kann den glücklichen Esser nicht in seiner Gemütsruhe stören. Wir andern schauen ihm alle mit einem gewissen Neid zu. Bis wir nach M . . . kommen, hat er trotz der heftigen Schlingerbewegungen des Wagens die ganze Mahlzeit Rumpes und Stumpes aufgefressen. Sogar die Schüssel war ausgeleckt!

*

Um vier Uhr erreichen wir G . . . Wir fahren dort zwischen die Reben hinein und schirren die Pferde aus. Auf fünf Uhr ist vollzähliger Appell angesetzt. Alles muß zur Stelle sein, auch die Burschen und Feldwebelschreiber, die sich für gewöhnlich nach Kräften drücken. Es ist aber nichts Besonderes los: nur die Kriegsartikel werden vorgelesen. Nachher haben wir frei. Der Hauptmann erlaubt uns sogar, im Bache zu baden. Alle werfen sich mit Freude in das Wasser. Keinem fällt auf, daß dem anderen die Badehose fehlt. Krieg ist eben Urzustand und bricht mancher Prüderie und Genierlichkeit das Genick. Der Hauptmann betrachtet sich von seinem Gaul aus eine Zeitlang das Getreibe und Geplantsche. Dann streicht er den buschigen Schnauzer und sagt zum Leutnant:

„Sehen Sie, mein Lieber, die Nacktheit hat doch einen Nachteil. Wer kann noch unterscheiden, was Unteroffizier und was gemeiner Mann ist? Es lebe die Tresse!"

Nach dieser Stichelrede zwinkert er vergnügt mit den Augen, wendet die Stute und reitet an einen anderen Platz.

Um halb neun Uhr, als wir hübsch behaglich in den Quartieren sitzen und mit den Bauernmädchen Blicke wechseln, damit sie rot werden sollen im Gesicht, denn das kleidet sie schön und steht ihnen gut an zu den blonden Schläfenhaaren, bläst es draußen Alarm. Wir müssen antreten und uns marschfertig machen.

Kurz vor elf Uhr fahren wir weiter. Jetzt rächt sich das Obst, das wir am Morgen im Hunger und in der Unvernunft von den Bäumen schüttelten. „Uff", sagt einer nach dem anderen, „o, wie habe ich Bauchgrimmen! Sind keine Hoffmannstropfen da? Heilige Mutter Gottes, wo bleibt der Sanitäter?" Diesen Worten folgen Taten. Viele springen ab und trotten zu Fuß nebenher, um sich das Grimmen zu vertreiben. Soweit man die Straße zurückschauen kann, da sitzt einer hinter einem Busch, dort einer. Viele sind gar nicht mehr genierlich, sondern machen es wie der russische Marschall Suwarow und bleiben gleich auf der Straße. Der Feldwebel hat seine liebe Mühe und Not, die zurückgebliebenen Schäflein wieder zusammenzutreiben. Zwei Unteroffiziere müssen hinter dem Schwamm hergehen und die Verzettelten sammeln. Sie fluchen über ihr neuartiges Geschäft ganz gehörig.

Den Rest der Nacht bleiben wir in K . . . Die Pferde kommen in Stallungen. Die Geschütze bleiben auf der Hauptstraße stehen. Wir Herren Kanoniere aber legen die grauen Mäntel an und schlagen uns eine neue Nacht um die Ohren.

* * *

Schon in der Sonntagsfrühe stehen wir in C . . . in der Schlettstadter Straße. Der Magen meldet sich. Wir gehen auf die Streife und finden einen kleinen Laden in der Nähe, wo's um billiges Geld Brot, Käse und Schokolade gibt. Der Kleinhändler glänzt vor Freude und weiß sich nicht anders zu helfen, als daß er uns Soldaten einen Bückling nach dem anderen macht.

Als alles aufgegessen ist, kriegen wir Langeweile. Daher verlegen wir uns aufs Schwätzen und Sprüchklopfen. Einer sagt (es ist die berüchtigte „gute Quelle"), wir kämen hier in C . . . ins Bürgerquartier. Das ist aber nicht mehr als ein frommer Wunsch. Es geht nicht ins Quartier, sondern dem Güterbahnhof zu. Hier werden wir eingeladen und nach S . . . zurückbefördert.

Am Abend kommen wir an. Ueber dem Ausladen läßt uns das freundliche Wetter im Stich, Regen setzt ein. Binnen einer Stunde ist an unserem Gewand kein Faden mehr trocken. Die Haubitzen werden auf die Esplanade geführt und bis auf weiteres dort stehen gelassen. Wir selber nehmen in der Kaserne Quartier, bringen unsere Lumpen in Ordnung und dürfen ausruhen.

* * *

Dienstag, den 18. August. Mit den alten Haubitzen, mit neuer Munition und einem neuen Hauptmann an der Spitze fahren wir nach M . . . Es wird Quartier gemacht, wir sollen da die Nacht über bleiben.

Ich nutze die freie Zeit aus und schlendere ein wenig nach den neuen Forts hinauf. Aber ich komme nicht weiter als bis zu der ersten Stacheldrahtumzäunung. Dort stehen zwei Posten und jagen mich wieder die Reben hinunter. Unterwegs kommt mir ein Gedicht ein:

An einem Fort bin ich vorbeigeschritten,
Gut lag's versteckt in Busch und Strauch.
Wohin auch meine Augen glitten,
Sie blieben hängen wie ein Rauch.
Ganz friedlich schien das Feld zu liegen,
Behäbig lachte das Gewann.
Landeinwärts rollten mit Vergnügen
Die blanken Rädlein einer Bahn.

Ein heller Pfiff reißt mich vom Träumen;
Lange Kolonnen anreiten im Trab,
Das Forttor schlingt sie ohne Säumen
Gierig wie Trank und Nahrung hinab.
Was diese Fuhrkolonnen bringen,
Ist tüchtige Granatensaat.
Was diese Erdbehälter schlingen,
Kracht eines Tages auf zur Tat.

Es wird ein Schlachtenmorgen steigen,
die Angst wird durch die Länder gehn,
dann wird dies Fort nicht länger schweigen
und tatenlos im Dunkel stehn.
Heran, Herr Feind, peitsch' deine Scharen,
peitsch' sie mit eiserner Gewalt!
Hier wird dein Glück in Scherben fahren,
hier liegt der Tod im Hinterhalt!

Ich sage diese Strophen laut vor mich hin. Die Spatzen auf den Zwetschenbäumen hören mit Zwitschern auf und fliegen davon. Ich schaue ihren Flügelschlägen nach und muß über mich selber lachen. Eine Szene fällt mir ein, die ich einmal in Basel auf dem Marktplatz sah. Dort bellte ein Hund seinen eigenen Schatten an und hörte mit der Heulerei nicht eher auf, als bis ihm ein dicker Fuhrmann einen Tritt in die Weiche gab. Da rannte er davon um die Ecke.

Was sind wir Menschen doch für närrische Kerle!

Frühmorgens fahren wir von M. nach L. Auf den Straßen, in den Ortschaften, wo irgendwo Platz und Raum ist und eine Uebersicht bietet, herrscht militärisches Leben. Feldgrau heißt die Losung dieser Stunden.

Gefangene werden eingebracht; müde und vergelstert schauen sie aus. Die Bayern lachen vergnügt: „Mit solchen Krautstauden werden wir schon fertig, da ist uns keine Angst um das Salz!" Vor L. gehen wir hübsch gemächlich in Stellung und funken fünf Schüsse nach W. hinüber. Dort soll noch ein Trupp Franzosen hocken.

Meldung wird durchgegeben, die Franzosen seien im Weichen. Hei, schon ist aufgeprotzt! Im schärfsten Trabe fahren wir W. zu, gehen kurz vor der Ortschaft in Stellung und feuern von dort aus, bis es dunkel wird. Der neue Hauptmann macht ein befriedigtes Gesicht. Von der Division ist ihm gemeldet worden, unser Feuer hätte eine feindliche Artilleriekolonne vernichtet. Geschütze und Munitionswagen werden hinter einem Gehöft in Deckung gebracht.

Such' dir einen Platz, Soldat, wo du schlafen kannst!

* * *

Donnerstag. Die Batterie fährt in die alte Stellung und wütet weiter. Von der Protzensammelstelle aus kann man den Weg der großen Granaten, ihren unheimlichen Schwung genau verfolgen. Gekrümmt wie der Rücken eines Tigers, der zum Sprung ansetzt, sieht die Bahn aus, die das Geschoß beschreibt. Es liegt unendlich viel Heimtücke in dieser Linie.

Unversehens fällt ein französischer Treffer in unsere gut maskierte Batterie; keiner weiß woher. Es kracht fürchterlich. Bis zu uns herüber spüren wir den Luftzug. Dreck und Rauch fliegt auf, Splitter des steinigen Bodens spritzen. Einer der geschützführenden Obergefreiten muß wegen Verwundung aussetzen; ein Sprengstück hat ihm die linke Wade abgeschlagen. An seine Stelle werde ich vorgeholt ans dritte Geschütz. Ich bekomme Herzklopfen. Der Dienst am Geschütz ist mir ungewohnt, ich muß mich erst wieder einleben. In den Ohren saust und braust es. Vor den Augen flimmert es. Die dünnen Teilstriche auf der Noniusplatte des Fernrohraufsatzes erscheinen unter der Lupe wie dicke, unförmliche Keulen. Herrgott, wo sind die Fadlen? Kann ich denn keine Ziffern mehr lesen? Ich schreie „Gut!" und trete vom Aufsatz weg aus der Radspur. Kanonier 2 hält die Abzugsschnur ein. Der Zugführer ruft: „Feuer!" Die Schnur strafft sich, der Hebel schlägt zurück, der Schlagbolzen schnellt vor, das Feuer spritzt, der Schuß knallt hinaus.

Mit diesem ersten Knall, dicht am Geschütz erlebt, ist auch alle Befangenheit und der letzte Rest von Kanonenfieber weg. Als ob ein Vorhang vor dem Gemüte zerrissen sei, frei, ungehemmt liegt die Seele und gibt dem Körper die Möglichkeit, sein Leben für sich zu leben.

Schuß folgt auf Schuß. Die Schreie der Granaten durchschneiden die Luft. Die Batterie ist zu einem tobenden Vulkan geworden, zu einem Berge, der Lärm, Verderben und Tod aussendet und keinen anderen Zweck und Wunsch hat, als die Kraft Frankreichs zu begraben.

Mitten im schönsten Schießen gibt's Verwirrung. Lange Reihen von Feldartillerieprotzen kommen im Galopp zurück. Ein Fahrer schreit: „Rettet euch, das Gefecht ist verloren!" Sein Nebenreiter haut ihm eine auf den Mund, daß das Blut schießt. Wir stutzen. Auch Kavallerie flutet in losen Wogen rückwärts. Das Feuer der Infanterie schwillt zu verdächtiger Stärke.

Unser Hauptmann kommt von der vorgeschobenen Beobachtungsstelle hereingeritten und befiehlt: „Stellungswechsel nach links!" Der Befehl wird unverzüglich an die Protzensammelstelle weiter gegeben. Die Fahrzeuge setzen sich schnell in Bewegung, können aber bei dem großen Gedränge, das allenthalben herrscht, nur mühsam vorwärts. Nur der metallenen Stimme des Hauptmannes ist es zu danken, daß sie überhaupt heran kommen. Er macht mit guten und bösen Worten den Weg frei. In Hast und Knast wird die Munition zurückgeladen und aufgeprotzt. Vorbildlich ist die Ruhe des Hauptmanns. Kein Fältchen zuckt in seinem verwetterten Gesicht, trotzdem er besser als unsereins weiß: alles steht auf des Messers Schneide; die nächste Minute kann den Untergang bringen.

Im Galopp sprengen wir zurück, voran zwei berittene Unteroffiziere, die den Weg freihalten. Als wir über den ziemlich tiefen Straßengraben hinübersetzen, geht rischdirasch die Protzendeichsel meines Geschützes hoch. Kanonier 3, 4 und 5 kugeln vom Rücksitz der Protze herunter. Ich höre schon im Geiste das Krachen ihrer Knochen, wenn die schweren Räder über ihre Glieder hinweggehen, und bin den Bruchteil einer Sekunde darüber erstaunt, daß es ausbleibt. Ich kehre mich um. Da kommen die drei schon nachgehunken und brüllen, wir sollen halten. Die Fahrer tun's. Unser Geschütz fällt aus, das vierte rasselt an ihm vorüber. Die abgestürzten Kanoniere sitzen auf und halten sich fest. Die Fahrer hauen wie toll auf die Gäule ein, vorwärts, den anderen nach! Ich beschaue mir während des Fahrens die Abgestürzten. Einer ist gänzlich heil geblieben; dem zweiten hat es die Konservenbüchsen und die Zwiebackpäckchen im Brotbeutel zerquetscht und ihm die Säbeltasche heruntergerissen, das Seitengewehr ist flöten; dem dritten hat es ein Stück vom Ohrlappen abgefahren. Das Blut tropft ihm auf den Rock und Kragen. Es tropft mit einer Beharrlichkeit wie Wasser aus einem undichten Leitungshahn. Der biedere Badenser läßt es ruhig tropfen und sagt einmal über das andere: „Schwein muß der Mensch haben! Mordsschwein!"

Nachdem wir einige hundert Meter weiter talabwärts gesprengt sind, kommen neue Befehle. Die Stimmen der Offiziere schallen anfeuernd über die Scharen der Soldaten hin, die müden Knochen reißen sich ein letztesmal zusammen. Glanz kommt in die Augen, und aus dem Rückzug wird durch ein einziges Wort ein neues aber diesmal unaufhaltsames Vorwärtsdringen.

Wir fahren vor bis nach N. und nehmen von dort aus den Ausgang von Ch. unter Feuer. Das Dorf steckt bis unter die Dächer voller Franzosen. Die werden sich nicht wenig wundern, wenn sie unvermutet unseren scharfen Senf in die Nase bekommen!

(Fortsetzung folgt.)

Der Kaffee ist fertig. Ich hole die Fahrer herein.

„Wir wollen Quartier." — Der Bauer sagt: das geht nicht.

Dort stehen zwei Posten und jagen mich die Reben hinunter.

— In Moskau wird demnächst eine Tolstoi-Enzyklopädie erscheinen, die in zwanzig Bänden Tolstois sämmtliche Gedanken, nach Stichworten geordnet, enthält. Die Inhaltsübersicht des Werkes, die allein einen Band umfassen wird, ist so angeordnet, daß man schnell unter beliebigen Stichworten alle Meinungen und Ansichten Tolstois finden kann. Nicht weniger als 2500 Tolstoi-Zitate wird das Werk enthalten.